

Während die Gesellschaft ausruhte, füllte sich einer der Begleiter des Grafen, ein adeliger „wakato“ namens Sekinai, da er heftigen Durst empfand, selber einen großen Wasserbecher mit Tee.

Er wollte gerade zu trinken beginnen und hatte bereits die Lippen angesetzt, als er plötzlich in der klaren, gelben Flüssigkeit das Bild oder vielmehr die Spiegelung eines Gesichtes sah, das nicht sein eigenes war.

Verblüfft schaute er sich um, konnte aber niemand erblicken, der in seiner Nähe gewesen wäre.

Nach der Haartracht zu schließen schien das Gesicht in dem Teebecher das eines jungen Samurais zu sein; es war seltsam ausdrucksvoll und überaus schön — dabei zart wie das eines Mädchens.

Es schien die Spiegelung eines lebenden Antlitzes zu sein, denn Lippen und Augen bewegten sich.

Verwirrt durch die Seltsamkeit dieses Begebnisses prüfte Sekinai sorgfältig das Äußere des Gefäßes. Es war ohne Zweifel ein ganz billiger Wasserbecher und trug keinerlei Anzeichen, die auf künstlerische Herstellung hingewiesen hätten.

Sekinai füllte ein anderes Gefäß, und wiederum blickte ihm aus dem Tee das Gesicht entgegen; er ließ frischen Tee kommen, füllte ihn in den Becher ein — und abermals erschien das fremde Gesicht darin.

Diesmal mit einem unverkennbar spöttischen Ausdruck.

Aber Sekinai war nicht leicht zu erschrecken und hatte sich vollkommen in der Gewalt. — „Wer du auch seist,“ murmelte er, „lange sollst du mich nicht zum besten haben“ — dabei schluckte er den Tee, das Gesicht und was sich sonst noch gespiegelt hatte hinunter und ging seines Wegs, gewissermaßen neugierig, ob er vielleicht am Ende gar einen Geist verschlungen habe.

Spät am Abend desselben Tages wurde Sekinai, als er im Schlosse des Grafen Nakawa noch wach war, durch das geräuschlose Eintreten eines Fremden überrascht. Dieser Eindringling, ein reich gekleideter junger Samurai, setzte sich ohne weitere Umstände ihm gegenüber, nachdem er ihn mit einer leichten Verbeugung begrüßt hatte.

„Ich bin Shikibu Heinai,“ begann er, „und bin Ihnen heute zum erstenmal begegnet. — Sie scheinen sich aber meiner nicht mehr zu entsinnen.“

Er sprach mit sehr leiser, aber ungemein durchdringender Stimme.

Sekinai war erstaunt, dasselbe böse, wenn auch schöne Gesicht wiederum vor sich zu sehen, das er bereits in der Teetasse erblickt und — getrunken hatte.

Es lächelte auch jetzt — genau so, wie es als Phantom gelächelt hatte, aber der unverwandte fixierende Blick der Augen war — im Gegensatz zu dem Lächeln der Lippen — eine Herausforderung und eine Beleidigung zugleich.

„Nein, ich entsinne mich Ihrer nicht,“ erwiderte Sekinai, innerlich wütend, jedoch äußerlich kalt, „aber vielleicht haben Sie die Güte, mir mitzuteilen, wer Ihnen erlaubt hat, in das Zimmer hier zu kommen!“ — Er glaubte sich zu dieser Frage um so mehr berechtigt, als in den damaligen feudalen Zeiten die Residenz eines Grafen zu jeglicher Stunde aufs strengste bewacht war und niemand unangemeldet eintreten konnte, es sei denn infolge unverantwortlicher Nachlässigkeit seitens der waffentragenden Dienerschaft.

„Ah, Sie erkennen mich also nicht!“ höhnte der Fremde und rückte ein wenig näher, „natürlich, Sie erkennen mich nicht! Trotzdem Sie mir heute morgen eine tödliche Beleidigung zugefügt haben! — — —“